

Arbeitsbericht:

Literatur: KünstlerInnenatelier Gmunden

Aufgrund des Aufenthaltsstipendiums in der Villa Stonborough-Wittgenstein konnte ich mich, fernab von jedem Trubel, vier Wochen auf mein aktuelles Prosaprojekt „noch viel Spielraum, bis ich weiß“ konzentrieren. In diesem (bis auf ein paar Wochenendbesuche) zufrieden einsiedlerisch zugebrachten Dezember ging's mit der Arbeit gut voran – sowohl hinsichtlich Konzeptionsproblemen (in Sachen Stoff, Personal) als auch bezüglich erzähltechnischer Aspekte.

Zwei neue Kapitel entstanden. Auch Plotänderungen wurden realisiert. Und die Protagonistin entwickelte sich im Laufe der Tage in erstaunlicher Selbstverständlichkeit zu einer mir sehr sympathischen.

Der im Herbst in „grundsätzlichen Literaturproduktions-Überlegungen“¹ gewachsene Gedanke, die für mich (über)gewichtige Geschichte dieses Mal auf konventionelle Konfektionsgröße schrumpfen zu lassen, setzte sich letztlich nicht durch. Weder am Schreibtisch noch im Toskanapark, weder am Grünberg noch auf Spaziergängen den See und Fluss entlang (an freundlichen Hunden und cleveren Möwen vorbei) erschien's mir erstrebenswert, den Roman derart zu vereinfachen respektive einige Handlungsstränge überhaupt zu streichen. Eher im Gegenteil stießen während des Stipendiums ständig neue Ideen zu Inhalt und Form hinzu. Welche davon eingebaut, welche verworfen werden, ist in vielen, nicht in allen Fällen fix.

¹ Simple Fragen wie: Was und in welcher Weise will man denn künftig *idealerweise* schreiben (und inkludiert diese Frage nicht auch die folgende, nämlich: für wen? oder: was heißt „halt sein Ding machen“)? D.h.: Worum geht's einer/-m, über das jeweilige Buch, über ästhetische, sprachl. Gesichtspunkte hinaus? Und was funktioniert denn auf welche Art – *realistischerweise*? Wie steht's (im Allgemeinen/im Moment) um meinen Wirklichkeits-, meinen Möglichkeitssinn? Gilt's nicht, trotz aller berechtigten Kritik an den Strukturen als Machtverhältnissen bzw. trotz der Unzufriedenheit mit der derzeitigen Beschaffenheit des literarischen Feldes – oder gerade als Konsequenz jenes Unmuts oder Verdrusses – bestimmte Gegebenheiten (auch Lektüre-Gewohnheiten, Genre-Erwartungen, Lit./Kunst als Konsum usw.) zwar nicht gutzuheißen, aber sozusagen „vorläufig hinzunehmen“ (im Sinne von: das Beste daraus/darin zu machen)? Möchte ich nicht – und wenn mich Konkurrenz-Prinzip, Steigerungsimperativ, Erfolgs- und Innovationsblabla, Karrierepläne, Marketing-Getue usw. noch so anöden, wenn mich der Status quo des Literaturbetriebssettings noch so verstimmt – irgendwann mal *richtig* mitspielen, notfalls sogar unter solchen doofen Regeln? Inwieweit soll man sich möglichst vollkommen verweigern, wo sich weswegen anpassen? Und so weiter und so fort... Und: Müsste ich auf die doch gar nicht so simplen Fragen nicht einstweilen pfeifen, um endlich den erforderlichen Kunstsammlungs-Arbeitsbericht fertigzustellen?

Wenigstens hab ich's in Gmunden geschafft, die folgende Entscheidung zu treffen: Dieses „noch viel Spielraum, bis ich weiß“ mag gern zum nervigen Hybrid geraten. Denn der mit verschiedenen Textsorten, diversen Zeit- und Gestaltungsebenen (einerseits gibt's surreale und von mythologischen u. magischen Motiven wie Figuren durchdrungene Sphären und jede Menge (auf Erlebnisse/Ereignisse im Text verweisende) „Texte im Text“, andererseits „bodenständige“ Rahmenhandlungsgerüste) hantierende Roman ist/wird (für mich) – übers Erzählen von zwar grotesk verwickelten, aber durchaus vernünftig nacherzählbaren Geschehnissen, über die Einbindung etlicher gesellschaftspolitischer Sujets beziehungsweise thematischer Schwerpunkte (z.B. via Texte im Text) hinaus – auch eine Art Liebeserklärung ans megalomane „Spielen“ bzw. an bestimmte Formen des langfristig (manchmal; vielleicht) fruchtbaren Durcheinanders künstlerischen Arbeitens.

In diesem Sinne:

Danke für die Ermöglichung dieser vier Wochen Spielraum!